

H a n n e l o r e D e i n e r t

Geliebtes und verfluchtes Land



**Schicksal und Flucht
einer schlesischen Familie
in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.**

Roman: Überarbeitete Auflage

Inhaltsverzeichnis

[Die Reise nach Schlesien](#)

[Das Schlosschen](#)

[Verhängnisvolles Schweigen](#)

[Reifejahre](#)

[Greta und Philipp](#)

[Wer Wind sät ...!](#)

[Die Flucht](#)

[Die fremde Heimat](#)

[Der lange Atem des Krieges](#)

[Verweise](#)

*Glaube, Hoffnung, Liebe,
aber die Liebe ist die größte unter ihnen
. Ohne sie wäre ich nur eine tönern klingende Schelle.*

(Nach Paulus, 1. Korinther 13,1)

Dieses Familienschicksal steht für das Schicksal des schlesischen Volkes während der Kriegswirren. Erzählt nach den Erinnerungen von Zeitzeugen, Biografien, Dokumenten und zeitgeschichtlichen Büchern. Die Namen der Personen sind geändert.

Danke allen, die zum Gelingen des Werks beigetragen haben.

Die Reise nach Schlesien.

Fanny wollte sich heute lieber im schattigen Garten des kleinen Hotels ausruhen, in dem sie seit einigen Tagen mit ihrem Mann Rolf die einzigen Gäste waren. Die Reise selbst und dann das Herumstromern in Sprottau und in der Umgebung hatte sie erschöpft, schließlich waren ihr Mann und sie schon an die siebzig Jahre alt.

Sprottau war früher eine Kreisstadt gewesen, das Rathaus mit den zwei Glockentürmen, die katholische Kirche und die Bürgerhäuser rund um den Marktplatz hatten noch immer von ihrer früheren Bedeutung gezeugt. Die Straßen und Plätze waren sauber gefegt und doch, die Stadt war sichtlich im Verfall begriffen. Die evangelische Kirche war nicht mehr aufgebaut worden, ihre Ruine jedoch ließ ihre einstige Bedeutung und Größe noch erahnen, von den grauen Fassaden der Häuser löste sich der Putz, von den Fensterrahmen bröckelte die Farbe, die Steinstufen waren stark abgetreten, man hatte den Eindruck, ihre Bewohner seien nicht wirklich hier Zuhause, sie lebten sozusagen auf Abruf. Es regte sich kaum Leben.

Rolf Denger war mit seiner Frau Fanny zu den Grünanlagen der Sprotte gegangen, die um die Stadt verlief, ihm erschien die Sprotte viel kleiner, als er sie in Erinnerung hatte. Er hatte seiner Frau die Häuser auf dem Hügel über der Sprotte gezeigt, aber es waren andere, wie die von damals. In der Bahnhofsstraße suchte er das Haus seiner Großeltern Dengler vergeblich, sie sahen alle gleich alt und grau aus, Rolf konnte es nicht mit Sicherheit herausfinden. Der Bahnhof hinter den Häusern war ein unkrautbewachsenes, verlassenes Gemäuer, auch auf dem Gleisbett wucherte das Unkraut. Darauf hatte sich schon lange kein Zug mehr bewegt.

Am zweiten Tag nach ihrer Ankunft gingen sie in das Rathaus und versuchten in einem Mischmasch von Englisch, Deutsch und Polnisch herauszubekommen, in welchem Haus in der Bahnhofsstraße die Familie Dengler vor dem Krieg gewohnt hatte. Die Beamten waren sehr entgegenkommend, sie holten einen jungen Mann, der von seinem Studium in Deutschland her, wie er sagte, der deutschen Sprache halbwegs mächtig war. Er holte einen dicken, vergriffenen Ordner und blätterte darin herum. „Da haben wir's", meinte er, „Beate und Friedrich Dengler. Sie haben bis 1945 in der Bahnhofsstraße Nr. 40 gewohnt. Sie hatten zwei Söhne, sie hießen Bernd und Philipp.

Rolf freute sich die Namen seines Vaters und den der Großeltern zu hören, er bat seine Frau, dem jungen Polen das Stammbuch zu zeigen, in welchem als Geburtsort seiner Geschwister und ihm Klein-Polkwitz angegeben war, was ihn immer wunderte. Der Beamte studierte die Urkunden und gab sie Frau Dengler zurück. „Es könnte sich um das Schlösschen im Sprottauer Forst handeln. Wenn Sie hinfahren wollen, müssen Sie auf der Mallmitzer Landstraße nach circa drei Kilometer rechts in den Waldweg abbiegen. Dort werden Sie das Schlösschen finden.“

„Kann man es besichtigen? Ist es bewohnt?“, wollte Rolf wissen?

„Dort wohnt schon lange keiner mehr, es ist schon ziemlich marode“, meinte der junge Mann. „Zuletzt soll ein kurioses Kräuterweibchen namens Sonja mit ihrem Knecht darin gehaust haben. Es kursieren die seltsamsten Gerüchte über sie, zum Beispiel, dass sie in Vollmondnächten immer noch im verwilderten Schlossgarten umherstreift, Kräuter sammelt und sich mit den einstigen Schlossbewohnern trifft. Zu ihren Lebzeiten soll man sie wie eine Zauberin verehrt und wie eine Hexe gefürchtet haben, erzählt man sich. Aber die Leute hier sind recht abergläubisch, muss man wissen, die spinnen sich einiges zusammen!“

„Ich würde mir das Schlosschen gern einmal anschauen. Kann man da einfach reingehen?“, fragte Rolf.

„Nein, Sie brauchen die Schlüssel für das Eingangstor und für das Gebäude. Gegen eine Unterschrift und eine Schutzgebühr, die Sie bei der Rückgabe der Schlüssel zur Hälfte zurückbekommen, kann ich sie Ihnen geben.“

Rolf unterschrieb ein Formular, zahlte einen beträchtlichen Betrag und nahm die Schlüssel entgegen. „Danke“, meinte er, „Sie haben uns sehr geholfen!“

Anderntags fuhr er allein, seine Frau wollte nicht mitkommen, mit seinem Wagen auf der Mallmitzer-Landstraße durch den Forst. Nach circa drei Kilometer bog er rechts in eine Waldschneise ein, er fuhr langsam, eine unerklärliche Anspannung befiehl ihn. Vor ihm tauchte ein schmiedeeisernes, zweiflügeliges Tor auf, es war von viereckigen Säulen flankiert, auf denen je ein von der Patina der Jahrzehnte dunkel gefärbter Steinlöwe saß. Rolf schienen sie seltsam vertraut.

Er parkte seinen Wagen davor, stieg aus und versuchte mit einem der Schlüssel das verrostete Schloss am Tor aufzubekommen. Es gelang, Rolf konnte einen der Flügel aufschieben, wobei die Scharniere schauerlich in den Angeln krächzten.

Er schloss das Tor hinter sich zu und beschritt eine breite, von uralten Buchen und Eichen beschattete, mit meterhohem Unkraut bewachsene und dick mit einer verrotteten Laubschicht bedeckten Einfahrt. Dann stand er vor den grauen Mauern eines Schlosschens. Es war unübersehbar dem Verfall preisgegeben, ein Investor müsste ein Vermögen aufbringen, um es auf Vordermann zu bringen. „Aber“, dachte Rolf, „es würde sich lohnen.“

Das Schlosschen wirkte wie aus einer untergegangenen Zeit. Was mochte sich wohl in seinen Mauern alles zugetragen haben, damals?

Das Fundament bestand aus wuchtigen Steinquadern, einige Fensterluken befanden sich darin und zwei halbzugewucherte Doppelbogentüren. Eine breite, verwitterte Freitreppe mit zu beiden Seiten steinernen, bemoosten Geländern, auf denen graue, wuchtige, verwitterte Steinlaternen standen, führte zu einer im ersten Stock eines zweistöckigen Turms befindlichen Eingangstür hinauf. Der Turm selbst war sechseckig, er hatte zwei Stockwerke mit runden, steinumfassten Fenstern und zwei übereinanderliegende Türmchen mit runden, matten Kupferdächern, auf dem oberen, kleineren Türmchen saß eine Metallkugel.

Die hohen Bogenfenster im ersten Stockwerk des Hauptgebäudes waren blind, teilweise zerbrochen, darüber erhob sich nach einer Zierkante das niedrigere Obergeschoss mit den kleineren Fenstern, dann ein flaches, kupfergedecktes Satteldach.

Gegenüber dem Schlosschen stand neben der Einfahrt ein von wildem Wein und Efeu umwuchertes, niedriges Gebäude, vielleicht das ehemalige Gesindehaus, dachte Rolf. Dahinter ein Stallgebäude, Rolf nahm an, dass es eins gewesen sein könnte. Das Gerippe des halbverfallenes Dachstuhls hatte längst jeden Widerstand gegen Wind und Wetter aufgegeben.

Rolf ging auf einem Unkraut bewachsenen Kiesweg um das Schlosschen herum, um einen Blick dahinter zu werfen. Wie erwartet gab es auch hier nur wild wucherndes Dornengestrüpp, dazwischen Holunderbüsche und wilde Obstbäume. Wege waren keine zu erkennen, nur das Kegeldach eines Pavillons, das weiter hinten aus der Wildnis hervorragte. Eine graue, bemooste Steintreppe führte zu einem großen, mit einem Steingeländer eingefassten Freisitz hinauf. Rolf verzichtete hinaufzusteigen, um eventuell einen Blick durch die großen, blinden Fenster zu werfen, stattdessen ging er zurück zur Freitreppe, um sich auch im Inneren des Schlosschens umzusehen.

Da bemerkte er an der Schlossmauer, hinter Rosengestrüpp und Efeu verborgen, stark verwitterte Grabtafeln. Bei einem schob Rolf das dornige Gestrüpp etwas beiseite und entzifferte die noch recht gut erhaltene Inschrift:

„Sonja Scherer, verstorben am 04. März 1972.“

„Tante Sonja“, durchfuhr es Rolf. Er glaubte eine sanfte, tröstende Stimme zu hören und eine weiche Hand zu spüren, die auf schmerzhafte Schürfwunden und Beulen Salben schmiert, so dass alles wieder heil werden konnte, glaubte den Duft von getrockneten Kräutern auf Küchenblechen zu riechen. Mein Gott, ja, Tante Sonja, an sie konnte sich Rolf plötzlich lebhaft erinnern.

Als er beim nächsten Grabstein das Pflanzengewirr beiseiteschob, war auch auf ihr die Inschrift gut zu lesen:

„Zum lieben Gedenken an Benjamin Gerold, verstorben am 02.09.1940“.

„Onkel Benni“, durchfuhr es Rolf. Dieser Name wurde stets liebevoll respektvoll und mit Trauer ausgesprochen. Er sei auf seinem Schimmel schneller als der Wind geritten, erzählte man.

Innerlich aufgewühlt schob Rolf auch am letzten Grabstein das Gestrüpp beiseite und las:

„Christine und Adolf Pulovski, verstorben am 02. 09.1940.“

„Am 02. 09. 1940“, vergewisserte sich Rolf. „Also waren sie am selben Tag gestorben wie Benjamin Gerold? Aber wie war das möglich?“

Ein auffrischender Wind brachte die Baumkronen über ihn zum Rauschen, durch den wilden Garten wisperte und säuselte es auf einmal, Rolf kamen Leute in den Sinn, die er längst vergessen glaubte. Ein Stallbursche, Pferde an den Zügeln führend, neckte ihn gutmütig, eine mollige Mamsell schimpfte wegen irgendeines Unfugs, den er gemacht hatte, hinter ihm her, er hört die fröhliche Stimme eines Mädchens, sie ruft nach ihm: „Rolfi, wo bist du? Sag' piep, damit ich dich endlich finde!“

Rolf hielt still und lauschte gebannt. Dieser Ort beschwor Gespenster herauf, die ihm Angst machten.

Er wollte weg von hier, möglichst schnell.

Im Wagen dann, als er auf der Mallmitzer Landstraße nach Sprottau zurückfuhr, ließ seine Anspannung etwas nach, er schalt sich töricht, weil er sich derart beunruhigt, ja geängstigt hatte. Er ließ die Eindrücke im Schloßchen noch einmal Revue passieren. Sicher war, das Schloßchen war ihm vertraut, seine frühe Kindheit war eng mit ihm und seinen Bewohnern verbunden. Aber die Erinnerungen daran waren im Nebel der Zeit fast verschwunden und von unzähligen Ereignissen überdeckt. Und die Eltern, die davon hätten erzählen können, waren lange tot.

1.Buch

Das Schloßschen.

An diesem Wochenende im August des Jahres 1932, war in der Stadt richtig was los. Auf dem Rathausplatz waren um den Fischbrunnen Schießstände und Buden mit Süßigkeiten aufgebaut, ein Karussell, von einer Drehorgelmusik begleitet, drehte sich mit seinen weißen und bunten Pferdchen, auf denen aufgeregte, fröhliche Kinder saßen, im Kreis. Daneben lockten ein Kettenkarussell und ein Riesenrad zuerst die Mütter mit ihren Kleinkindern an, dann, gegen Mittag auch die Schulkinder. Mit ihrem fröhlichen Lärm machten sie dem Rummel alle Ehre, so dass er seinen Namen voll und ganz verdiente.

Heute war der letzte Schultag gewesen, deshalb und wegen der anstehenden Ferien waren die Schulkinder besonders aufgekratzt und wollten ihr Zeugnisgeld, welches sie für gute Leistung von den Eltern und Großeltern bekommen hatten, auf den Kopf hauen. Die mit den weniger guten Noten kamen auch, um sich vom Schulstress zu erholen.

Nur die Achtklässler und die Abgänger der Mittelstufe mussten noch die kleine Abschlussfeier, die ihnen zu Ehren veranstaltet wurde, über sich ergehen lassen. Nachdem man die Bücher abgegeben hatte, ging man in die Aula und nahm dort hinter den Lehrern auf den Holzbänken Platz.

Auf dem Podium hatte sich das Schulorchester eingefunden, das zeigen sollte, was es im Musikunterricht gelernt hat. Schon ihr Auftaktstück mit Flöte und Gitarre erhielt den verdienten Applaus. Danach hielt der

Schuldirektor eine ergreifende Rede und der Klassensprecher bedankte sich artig bei allen Lehrern für das erworbene Wissen. Er versprach, dieses nach besten Kräften, wo immer der Einzelne sich beweisen müsse, einzusetzen und der Schule von Sprottau Ehre zu machen.

Gretas Gefühle waren, während sie das Geschehen auf der Bühne verfolgte, sehr gemischter Natur. Ihr dunkles, langes, glattes Haar war nach hinten gebürstet und zu einem dicken Zopf geflochten, der über ihren Rücken hing.

Zum einen freute sie sich auf das Neue, das nun kommen würde, zum anderen aber tat der Gedanke, ab heute nicht mehr in die Schule gehen zu dürfen bitter weh. Sie war eine gute Schülerin gewesen, das Lernen fiel ihr leicht, aber das eigentlich Schlimme war der Abschied vom Lehrer Fritsch, der die Klasse seit der Grundstufe in Deutsch und Biologie unterrichtet hatte. Nie mehr sollte sie ihn sehen, nie mehr mit ihm sprechen, scherzen und flirten. Fast alle Mädchen in ihrer Klasse waren in den smarten Lehrer verliebt, obwohl er schon ziemlich alt war, bestimmt um die dreißig Jahre, und sicher war er verheiratet und hatte Kinder, aber das störte nicht. Greta suchte, als sich Lehrer Fritsch, der zwei Reihen vor ihr saß, zu seiner Klasse umwandte, Augenkontakt mit ihm. Er lächelte nur flüchtig seiner Lieblingsschülerin zu, natürlich war Greta seine Lieblingsschülerin, aber sie erwiderte sein Lächeln nicht. Greta saß mit unbeweglichem, trotzigem Gesicht da und ärgerte sich über seine Gelassenheit. Er schien nicht das geringste Problem zu haben, nun von seinen Schülern und von ihr, Greta, Abschied nehmen zu müssen, womöglich freute er sich schon auf seine neuen Schüler und Schülerinnen.

Ach, wie weh Greta das tat.

Als sie auf der Bühne ihr Abschlusszeugnis aus seinen Händen entgegennahm, konnte sie nur mit Mühe die Tränen unterdrücken. Auch seine kleine Ansprache, in der er sie als eine der besten Schülerinnen des Jahrgangs vorstellte, konnte sie in diesem Augenblick nicht wirklich trösten.

Als sie wenig später mit ihren Freundinnen auf dem Rummelplatz stand, waren alle Leiden vergessen. Sie hatte mit ihrer Tante abgesprochen, dass sie heute wegen des Rummels auf dem Rathausplatz etwas später nach Hause kommen würde.

„Aber denk an dein gutes Gewand, Greta, verschandle es nicht“, hatte Tante Sonja gemahnt und lächelnd eingewilligt. „Großmutter wird das Essen ein wenig später richten.“

Rund um das Riesenrad standen die ehemaligen Schuljungen und Schulmädchen getrennt in Gruppen zusammen, lachten und scherzten, wobei sie sich gegenseitig verstohlen beobachteten.

„Seht ihr den Dunkelhaarigen dort, im blauen Hemd?“, flüsterte Renate, eine von Gretas Freundinnen. Sie war ein hübsches, frühreifes Mädel mit blonden Zöpfen und einem zweideutigen Ruf. „Das ist Philipp Dengler. Er könnte mir gefallen.“

„Mir gefällt der große Blonde daneben, der guckt ständig zu mir herüber“, glaubte Hedwig festzustellen. Sie war ebenfalls blond und obendrein sehr geschwätzig. Die Mädchen schauten wie unbeteiligt hinter den Gondeln des Riesenrades her und kicherten und tuschelten mit zusammengesteckten Köpfen.

Dann schlenderten sie zum Kettenkarussell hinüber und bemerkten aus den Augenwinkeln zufrieden, dass die Burschen ihnen folgten. Die Mädchen kauften sich am Kassenwagen ein Billet, stiegen die Stufen zum Karussell hinauf und setzten sich hintereinander in die Sitze. Die Jungs beeilten sich die Plätze hinter ihnen einzunehmen. Als sie hoch in der Luft im Kreis herumflogen, riefen sie übermütig und ausgelassen den Mädchen zu: „Hallo, Mädels, fliegt nicht weg, wir kriegen euch sowieso!“

Die Mädchen lachten nur über dieses sinnlose und aussichtslose Vorhaben.

Später aber bummelten sie schon gemeinsam an den Buden vorbei. Vor der Zuckerwattebude blieben sie stehen

und schauten dem Rotieren des Zuckerautomaten zu.

„Wollt ihr eine Zuckerwatte haben?“, fragte der große Blonde mit kratzender Stimmbruchstimme. Der geschäftstüchtige, junge Mann hinter der Rotiermaschine wartete erst gar nicht die Antwort der Mädchen ab.

„Drei Rollen Zuckerwatte für die Fräuleins. Eine Rolle fünf Pfennige, bitteschön!“

Die Mädchen nahmen die Zuckerwatte entgegen und leckten daran, obwohl sie das eigentlich nicht sollten. Bis zum Abwinken wurde ihnen zu Hause eingetrichtert, nichts von Burschen oder Männern anzunehmen, die dabei nur schlechte Absichten hegten. Aber bei diesen Jungs hier war es etwas anderes, die kannte man, auch wenn es den Mädchen bisher entgangen war, wie groß und männlich sie schon waren. Ulrich, der große Blonde, erwähnte lässig, dass er heute Morgen das Rasierzeug seines Vaters benutzt hätte, wegen seiner Bartstoppeln. Dabei strich er sich über seine Wange.

Sie schlenderten weiter, die Jungs suchten nach einem Gesprächsthema. „Wie schmeckt euch die Zuckerwatte?“, fragte der dunkelhaarige Bursche mit dem blauen, kurzärmeligen Hemd. „Also, ich habe die beste Zuckerwatte aller Zeiten auf dem Frühjahrsrummel in Wittgendorf gegessen!“

„Diese hier schmeckt auch gut“, lobten die Mädchen einträchtig.

„Wo wohnt ihr denn?“, fragte der große Blonde namens Ulrich forsch.

„In Sprottau“, lachten die Mädchen.

„Ich wohne gleich um die Ecke“, bemerkte der hochaufgeschossene dritte Bursche, der trotz seines pickeligen Gesichts sportlich und adrett aussah in seiner Bundhose und Schirmmütze. „Und wo wohnt ihr in Sprottau?“, fügte er mutig hinzu.

Die Mädchen schauten ihn prüfend an und Renate antwortete gnädig: „Also ich wohne in der Neubausiedlung,

nah bei der Spotte."

Während die Mädchen an ihrer Zuckerwatte zupften, waren sie bis zur Sprotte gewandert. Auf dem breiten Grünstreifen wuchsen prächtige Eichen, unter denen Holzbänke zum Verweilen einluden. Die jungen Leute schlenderten auf eine kleine Holzbrücke zu, die ans andere Ufer, zum Bahnhofsviertel hinüber führte.

„Also, ich wohne in der Karl-Marx-Straße“, musste Hedwig erwähnen, „Wir haben dort in einem modernen Wohnblock eine große Wohnung mit schönen Zimmern. Meine Schwester und ich haben ein eigenes Zimmer mit supermodernen Möbeln. Mein Vater ist nämlich Abteilungsleiter im Möbelgeschäft Kiefer.“

„Angeberin“, dachte Greta, „sie hört sich eben gern selber reden“

Sie verabschiedete sich, winkte den jungen Leuten, die enttäuscht hinter ihr herschauten, noch einmal zu, lief dann über die Brücke und dort auf dem Uferweg in östlicher Richtung davon.

Die Sprotte windet sich von Osten herkommend durch ein ebenes, fruchtbares Land. Die Stadt Sprottau schmiegt sich in den großen, hufeisenförmigen Bogen, den sie macht, ehe sie in den Bober einmündet. Im Osten der Stadt haben frühere Strategen einen Kanal bauen lassen, so dass sie von allen Seiten vom Wasser umgeben ist. Vor der Stadt stehen auf einer kleinen Anhöhe schlichte, kleine Häuser, eines davon gehörte der Witwe Cladek, Gretas Großmutter. Bei ihr wohnten Greta und ihr Bruder Michel, seit sie geboren wurden.

Als Greta außer Sichtweite ihrer Freunde war, zog sie die Schuhe und die Kniestrümpfe aus und hängte sie an den fast leeren Ranzen, die Bücher mussten heute abgegeben werden. Sie genoss das Barfußlaufen auf dem warmen

Feldweg entlang der Sprotte. Zum Haus der Großmutter war es nicht weit.

Da hörte sie jemand hinter sich ihren Namen rufen, sie wandte sich um und erkannte einen der Burschen von vorhin. Es war der Dunkelhaarige mit dem blauen Hemd. Sie kannte ihn vom Schulhof her, manchmal sah sie ihn in den Pausen. Hieß er nicht Philipp?"

„Greta!“, rief er, „warte, wir haben den gleichen Weg!“

Das stimmte zwar nicht, aber das war egal.

Als Greta sich verabschiedete und über die Brücke davongeeilt war, wurde es Philipp Dengler schnell klar, dass er handeln musste, jetzt auf der Stelle. Wo Greta wohnte, wusste er und so spurtete er, die neckenden Rufe seiner Freunde überhörend, hinter ihr her. Als er ihre anmutige Gestalt auftauchen sah, rief er erleichtert ihren Namen.

Greta blieb stehen und schaute ihm verwundert entgegen. „Du wohnst aber nicht auf der Anhöhe, oder?“, wollte sie wissen, als er sie schnaufend und lachend eingeholt hatte.

„Ne“, musste Philipp zugeben. „Aber ich hab‘ gerade nichts vor und da dachte ich mir, warum begleitest du Greta nicht nach Hause.“

„Wir kennen uns vom Schulhof her, nicht wahr?“, meinte Greta und schaute ihn prüfend an. „Du heißt Philipp, stimmt’s?“

„Philipp Dengler!“, bestätigte es Philipp. Sie schlenderte still nebeneinander her und Philipp genoss es, allein mit Greta zu sein, ohne die Freunde und ohne ihre Freundinnen.

Sie hatte ihm schon immer gefallen, mehr als es gut war für seinen Seelenfrieden. Aber weil sie immer so abweisend schaute, wenn sich ihre Blicke wie zufällig trafen, hatte er sich nie getraut, sie anzusprechen oder gar einzuladen. Sie mag mich nicht, hatte er jedes Mal traurig festgestellt, aber Greta bemerkte ihn nur nicht, weil sie gerade in ihren Lehrer oder sonst jemanden verliebt war. Philipp bekam heraus, dass sie und ihr kleiner Bruder Waisen waren und bei ihrer Großmutter auf dem Hang lebten.

Er bewunderte selbstvergessen ihr Profil, als sie plötzlich ihre Schultasche fallen ließ, ihren Rock seitlich hochband, die kleine Böschung zum Bach hinunterstieg und vorsichtig auf Zehenspitzen in das knietiefe, frische Wasser tapste.

„Komm rein, Philipp, das Wasser ist wunderbar frisch!“, rief sie. Philipp ließ sich das nicht zweimal sagen, zumal es die Nachmittagssonne gut meinte. Er beeilte sich seine Schuhe und Socken auszuziehen, die Hosenbeine hochzukrempeln und, gleichfalls auf Zehenspitzen tapsend, Greta in den Bach zu folgen.

„Gib mir die Hand, Greta“, forderte er sie auf, „sonst gehst du noch baden.“

Sie wateten Hand in Hand gegen die leichte Strömung des Bachwassers, als Philipp all seinen Mut zusammennahm, stehen blieb und fragte: „Greta, was ich dich immer schon fragen wollte, willst du meine Freundin sein?“

Da war er wieder, dieser forschende, ein wenig abweisende Blick der dunklen Augen, der Philipp durch Mark und Bein ging. Das übermütige Lachen war aus Gretas niedlichem Gesicht wie weggepustet. „Ja, warum nicht?“, meinte sie schließlich ernst, „du bist nett und außerdem kennen wir uns schon ewig, nicht wahr? Wir gingen schließlich in die gleiche Schule.“

„Das stimmt“, meinte Philipp. Er glaubte noch nicht so ganz an sein Glück und fragte nach: „Dann gehen wir jetzt also zusammen, Greta?“

Greta entzog ihm ihre Hand und betrachtete nachdenklich das in der Sonne glitzernde, glucksende Bachwasser.

„Ja, Philipp, einverstanden, wir gehen jetzt zusammen. Aber verlobt sind wir nicht“, meinte sie und schaute Philipp kritisch an. „Später vielleicht, ja, später könnte ich es mir gut vorstellen.“

Das war gut, das reichte Philipp, er breitete seine Arme aus und drehte sich jauchzend im Kreis. Greta lächelte und fühlte sich geschmeichelt, schließlich war Philipp in den Augen der Freundinnen ein richtig guter Typ. Das stimmte

auch, stellte sie fest, als sie zusah, wie er aus dem Wasser stieg, die kurze Böschung erklimm und, sich die Socken und Schuhe überziehend, wartend zu ihr zurück schaute. Philipp war nicht sehr groß und eher still, wahrscheinlich war er ihr deshalb auf dem Schulhof nie sonderlich aufgefallen. Was die körperliche Größe anbelangte, da war sie selbst ja auch nur Mittelmaß. Aber Philipp war schlank und durchtrainiert, soviel sie wusste gehörte er dem Sprottauer Turnverein an. Er hatte ein hübsches, ebenmäßiges Gesicht mit dunklen, schönen Augen und kurze, dunkle Locken.

Während Philipp auf Greta wartete, pflückte er einen kleinen Strauß Margeriten und Glockenblumen, den er ihr gab, als sie aus dem Wasser kam. Sie steckte ihre kleine Nase in die duftenden Blüten und Philipp fasste sich ein Herz.

„Weißt du, Greta“, meinte er ernsthaft, „in diesem Herbst fange ich in Sagan eine Lehre als Flugzeugmechaniker an, wenn ich in drei Jahren meinen Gesellenbrief in der Tasche habe, verdiene ich gutes Geld, eine Frau wird es also gut haben bei mir. Vielleicht presst du den Strauß zur Erinnerung an diesen Tag. Ich jedenfalls werde ihn nie vergessen.“

Greta betrachtete den kleinen Wiesenstrauß, sie fühlte sich ein wenig überrumpelt. Einen Freund haben war neu, man musste erst schauen, wie sich das entwickelt.

„Wenn ich fort bin“, meinte Philipp, „wird er dich an mich erinnern. Weißt du, ich werde während meiner Lehre nicht oft zu Hause sein können, leider.“

„Wann musst du denn weggehen, Philipp?“

„Im September.“

„Siehst du, da muss ich auch fort, in ein hauswirtschaftliches Internat“, meinte Greta leichthin. „Aber jetzt muss ich mich sputen, sonst bekomme ich Ärger mit meiner Tante.“

„Greta“, Philipp trat dicht an Greta heran und schaute ihr tief in die kirschdunklen Augen, „ich würde dir gern einen

Kuss geben? Sozusagen als Bestätigung, dass wir jetzt zusammen sind.“

Nun, Greta wusste von den Freundinnen, die selbstredend schon alle geküsst hatten, jedenfalls behaupteten sie es, dass Küssen zu einer Romanze gehört, so wie der Morgentau auf den Wiesen zum Beispiel, warum also nicht. Zu Philipps Erstaunen schloss sie die Augen und bot ihm ihren gespitzten Mund.

Als nichts geschah, blinzelte Greta, um zu sehen, woran es hakte.

Philip hatte sich endlich von seinem freudigen Schrecken erholt und wollte es jetzt auch richtig machen. Er legte seine Hände auf Gretas kleine Ohren und drückte sanft, so als befürchte er, der Traum könne zerplatzen, seinen Mund auf den ihren. Als Greta gar nicht daran dachte, einen Rückzieher zu machen, liebkoste er mit seiner Zunge ihre Lippen. Philipp schwebte im siebten Himmel, er besiegelte die besondere Freundschaft mit Greta mit Sorgfalt und Hingabe.

„Das also ist richtig küssen“, dachte Greta. Sie fand es eigentlich recht interessant.

Plötzlich sprang ein Junge von ungefähr zwölf Jahren aus einem Gebüsch und riss die beiden aus dem schönsten Probieren. „Ich hab's gesehen, Greta!“, rief er, „du hast einen Jungen geküsst! Ich sag's Tante Sonja!“

Greta jagte dem Jungen, der das Weite suchte, hinterher.

„Michel!“, rief sie, „bleib stehen! Ich muss mit dir reden!“

Philip sammelte eilig seine und Gretas Schultaschen ein und rannte den Geschwistern nach. Der Junge, kleingewachsen und zart, mit dunklem, dichtem Haar, war stehen geblieben und wartete auf seine Schwester.

„Also, Michel, das ist Philip, mein Freund“, erklärte Greta, als sie ihren Bruder eingeholt hatte und auch Philip ankam.

„Aber Tante Sonja muss von mir erfahren, dass ich einen Freund habe, Michel, denn dazu braucht es ein wenig Fingerspitzengefühl und das hast du nicht. Man muss es

Tante Sonja schonend sagen, verstehst du? Man kann sie damit nicht einfach überfallen. Großmutter ja, aber nicht Tante Sonja. Nicht sie, verstehst du?"

„Ja, schon", Michel zeigte sich durchaus verständig, aber die günstige Gelegenheit konnte er trotzdem nicht ungenutzt vorbeigehen lassen. „Kannst du mir vielleicht ein wenig Geld geben?"

„Wie viel?", fragte Greta und kramte in ihrer Schultasche nach ihrer Geldbörse.

„Lass mal, Greta", mischte sich Philipp ein, „das übernehme ich." Er löste die Schnallen seiner Schultasche und holte einen kleinen Beutel heraus.

Dass sich der fremde Bursche einmischt, gefiel Michel ganz und gar nicht, wie man seinem Gesicht deutlich ansehen konnte.

„Zwanzig Pfennige sollten reichen", bestimmte Philipp die Höhe des Schweigegeldes. „Damit kannst du zweimal Riesenrad fahren. Wenn du Greta trotzdem verrätst, bekommst du es mit mir zu tun, verstanden?"

Michel fühlte sich nicht sehr wohl in seiner Haut, er kassierte das Schweigegeld und rannte dann flink auf den Holzbohlen, die in den Hang eingelassen waren, zum Haus der Großmutter hinauf.

Greta gab Philipp zum Abschied die Hand, er hielt sie mit beiden Händen fest und schaute ihr verliebt in die Augen. „Oh, Greta, ich freu mich so. Hast du die Blumen noch? Das ist gut. Bis Morgen. Morgen komme wieder, ja?"

Er schaute Greta nach, wie sie die Holzbohlen hinaufeilte, oben sich noch einmal umwandte und winkte, dann hinter einem Jägerzaun verschwand. Philipp lief selig auf dem Feldweg, den sie gekommen waren, zurück in die Stadt. Er nahm sich vor, bis zum Beginn seiner Lehre Greta jeden Tag zu besuchen.

Greta aber dachte, als sie durch das Gärtchen zum Haus der Großmutter ging, dass Philipp ein echt guter Typ sei. Und so

klug. Wie er mit Michel umgesprungen ist. Einfach genial.

Lehrer Fritsch war nun so gut wie vergessen.

Großmutter Cladeks Haus war eines der schlichten, kleinen Häuser, die man in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Arbeiter der aufstrebenden Eisengießerei errichtet hatte. Nun, nach mehr als vierzig Jahren, boten die weißgetünchten Häuschen mit den liebevoll gepflegten Gärten immer noch einen erfreulichen Anblick. Von der kleinen Erhöhung aus konnte man über Sprottaus Dächer und Türme sehen, der quirligen, reichen Kreisstadt am Bober.

Sie lebten seit dem Tod der Eltern bei ihrer Großmutter, im Haus über der Sprotte. Michel war noch ein Baby gewesen und Greta ein Jahr alt.

So viele Soldaten waren im Krieg gefallen oder in russische Gefangenschaft geraten, auch Gretas und Michels Großvater, Wilhelm Cladek. Robert Cladek aber, sein Sohn, kehrte im Sommer des Jahres 1918 abgemagert und grau wie ein Gespenst von der russischen Front zurück. Es ist ein Wunder, erzählte er seiner Mutter, dass er unter seinen toten Kameraden nicht entdeckt und erschossen wurde.

Seine Einheit hatte sich in einer Senke verschanzt, sie wurden von den Russen eingeschlossen und solange belagert und beschossen, bis sie überzeugt waren, dass es keine Überlebenden mehr gab. Dann hatte man sie liegengelassen, den Tieren zum Fraß. Er aber konnte sich, als der Feind weg war, inmitten der toten Kameraden, die ihm Deckung gegeben hatten, erheben und sich durch umkämpftes Gebiet nach Hause schleppen. Es war ein Wunder.

Als sich Robert Cladek davon erholt hatte, heiratete er seine Braut Katharina, lange genug hatte sie um ihn bangen müssen. Das junge Paar wohnte anfangs im Haus auf dem Hang, bei seiner Mutter, der Witwe Cladek, aber Robert plante bereits sein eigenes Häuschen. Er war von Beruf

Zimmermann und besaß in einem Vorort von Sprottau, in Klein Polkwitz, ein ererbtes Grundstück. Was lag näher, als dort für seine Frau und das zu erwartende Kind ein Haus zu bauen.

So wie es die Ersparnisse des jungen Paars erlaubten, arbeitete Robert an seinem Haus. Im Herbst brachte Katharina ein gesundes Töchterchen zur Welt, sie nannten es Greta. Ein halbes Jahr später flatterten auf dem Dachstuhl des Rohbaus bunte Bänder im Frühlingswind und es wurde Richtfest gefeiert; außerdem sah das junge Ehepaar Cladek erneut Elternfreuden entgegen.

Robert Cladek arbeitete nun umso fleißiger an seinem Haus, sein Ziel war, noch vor der Geburt des zweiten Kindes einzuziehen. Kollegen und Freunde halfen ihm so gut sie konnten. Anfang Dezember war es dann soweit, die selbstgezimmerten Möbel konnten in das neue, schöne Haus geschleppt und aufgestellt werden und die kleine Familie konnte einziehen.

Aber dieses Haus brachte ihnen kein Glück. Eine Woche vor Weihnachten, vierzehn Tage früher wie gedacht, bekam Katharina mitten in der Nacht heftige Wehen. Den ganzen Tag über hatte es in großen Flocken geschneit, am Abend dann hatte ein heftiges Schneetreiben eingesetzt, Robert Cladek entschloss sich dennoch beizeiten die Hebamme zu holen. Als er das Pferd aus dem Stall holte und vor den kleinen Wagen spannte, konnte er kaum die Hand vor den Augen sehen, aber bis Sprottau, zum Haus der Hebamme war es nicht sehr weit, normalerweise. Als Pferd und Wagen in einer Schneewehe stecken blieben, schwang sich Robert auf den Rücken des Pferdes und trieb es ungestüm an. Er verfluchte den endlos scheinenden Weg und den Schnee. Das Pferd spürte die Not des Mannes und tapste vorsichtig, bis zu den Knien im Schnee versinkend voran, die Straße war nur an den sie säumenden Bäumen zu erkennen. Nach einer gefühlten Ewigkeit stand er vor dem Haus der Hebamme. Robert Cladek polterte mit den Fäusten an die

Haustüre, bis die Hebamme schlaftrunken öffnete. Als sie den Mann vor der Tür erkannte, zog sie sich rasch an und folgte ihm. Es gab für den Rückweg keine andere Möglichkeit, als das abgekämpfte Pferd. Mit nun zwei Reitern beladen, kämpfte es sich mit schäumendem Maul durch ein heftiges Schneegestöber zurück. Nach grausam langer Zeit erreichten sie Klein Polkwitz. Vor dem Haus der jungen Familie hörten sie schon das kleine Mädchen panisch schreien. Robert Cladek stürzte, dicht von der Hebamme gefolgt, die Stiege zur Schlafkammer hinauf.

Das kleine Mädchen stand, das Gesicht hochrot vom Schreien, vor dem Ehebett, in dem die Mutter mit dem Neugeborenen reglos auf einem blutgetränkten Laken lag. Robert Cladek schüttelte seine Frau, damit sie die Augen öffnen solle, aber es war zu spät. Sie waren zu spät gekommen.

Den kleinen Jungen konnte die Hebamme rehaminieren, doch sein klägliches Wimmern vermochte die wilde Verzweiflung des jungen Vaters nicht zu vertreiben. Die Hebamme wusch das Neugeborene und wickelte es in Windeln, dann kümmerte sie sich um das verstörte, kleine Mädchen. Sie erklärte ihm, dass die Mama sehr müde sei und nun schlafen müsse, und dass es dem Brüderchen gut ginge. Als die Kleine in ihren Armen eingeschlafen war, hielt sie neben dem Mann bis zum Morgengrauen Totenwache. Ehe sie ging, versprach sie, umgehend eine Amme für den Säugling zu schicken.

Robert Cladek aber erholte sich nicht mehr von diesem Schicksalsschlag. Er zog mit den Kindern wieder in das Haus auf den Hang, zu seiner Mutter. Diese kümmerte sich rührend um ihn und um die Kinder, aber sie konnte es nicht verhindern, dass ihr Sohn immer apathischer wurde. Lange Zeit war er nicht in der Lage zu arbeiten oder sich um seine Kinder zu kümmern.

Es war ein Segen, dass sich die ältere Schwester der Verstorbenen, Sonja Scherer, gleichfalls der Kinder annahm.

Ein halbes Jahr später waren Greta und der kleine Michel Vollwaisen. Robert Cladek wurde bei Sanierungsarbeiten einer Kirche von einem herabfallenden Balken erschlagen. Er wurde neben seiner Frau auf dem Sprottauer Friedhof beigesetzt.

Großmutter Cladek und die Tante der Kinder, Sonja Scherer, bemühten sich um die Vormundschaft der Waisen und wurden schnell damit betraut. Sie kamen gemeinsam zu dem Entschluss, das Unglückshaus zu verkaufen und von dem Erlös ein Sparkonto für die Kinder anzulegen. Es sollte den beiden später, bei einer Ausbildung oder einem Studium, wenn sie heiraten oder eine Existenz gründen wollten, zugutekommen.

Davon wussten Greta und ihr Bruder wenig, darüber wurde nicht gesprochen, nicht nur aus Rücksicht auf sie, die Kinder, sondern auch weil es der Großmutter und der Tante schwer fiel, darüber zu reden.

Als Greta nun das Haus ihrer Großmutter betrat, beschäftigte sie etwas anderes, denn ihre Tante Sonja nahm es mit der Pünktlichkeit ziemlich genau. Und heute war sie extra schon am Mittag vom Sprottau, wo sie in einem Geschäftshaushalt als Köchin arbeitete, herübergekommen, um mit der Großmutter und Michel, vor allem mit ihr ihren Schulabschluss zu feiern. Nicht gut, wenn ausgerechnet sie zu spät kam.

Hoffentlich würde Michel seinen vorlauten Mund halten.

Ehe Greta die Küchentür öffnete, kramte sie aus der Schultasche ihr Zeugnis hervor, es würde die zwei darinnen erst einmal besänftigen.

Zwei Frauen saßen am hübsch gedeckten Tisch und schauten ihr entgegen. Greta legte ihr Zeugnis auf dem Tisch und gab jeder einen Schmatz auf die Wange.

„Entschuldigt, ich weiß, ich bin spät“, meinte sie betont munter. „Was gibt's denn feines zu essen, Großmutter? Ich hab' einen Riesenhunger!“

Großmutter Cladek, eine vollschlanke, grauhaarige Frau mit einer Hornbrille auf der Nase, stand auf und holte die Terrine vom Herd, die dort wohl schon eine Weile bereitgestanden hat. Die andere Frau war noch jung, mittelgroß, mit dichtem, kastanienbraunem Haar, das zu einem Zopf gebunden über ihren Rücken herabhing. Sie hatte ein feines, offenes Gesicht mit großen, braunen Augen, die trotz des jetzt missbilligenden Ausdrucks den Stolz und die Liebe zu ihrem Mündel nicht verbergen konnten.

„Kind, Kind, wie siehst du wieder aus“, meinte sie tadelnd, „grad wie eine Streunerin. Das schöne Kleid ist ganz nass und schmutzig. Und wo in aller Welt hast du deine Schuhe und Strümpfe gelassen?“

„Sie hängen an der Schultasche, Tante Sonja! Aber schau dir doch mal mein Zeugnis an, du wirst staunen.“ Greta hielt der Tante ihr Zeugnis unter die Nase. „Es ist mit das beste des ganzen Jahrgangs!“

Endlich nahm Tante Sonja das Zeugnis zur Hand und warf einen Blick darauf.

„Später werden wir es uns genauer ansehen“, meinte die Großmutter Cladek energisch. „Das Essen muss ja nicht noch kälter werden! Hol' flink deinen Bruder, Greta. Er muss oben in seiner Stube sein!“

Greta tat es, und als sie mit Michel die Stiege hinunter stürmte, bekam er vorsorglich einen Stoß in die Rippen. „Ein falsches Wort und du bist fällig“, flüsterte sie ihm zu.

Das wäre nicht nötig gewesen, im Gegenteil, denn jetzt wusste Michel erst recht, wie pressant die Sache für seine Schwester sein musste.

Als sie sich gemeinsam über das heißgeliebte „Schlesische Himmelreich“ mit dem köstlichen Backobst

hermachten, welches Großmutter wie keine andere zubereiten konnte, war die Welt in bester Ordnung.

Noch am selben Abend presste Greta in ihrem Zimmer Philipps Blumen. In ihr Poesiebüchlein schrieb sie, dass Philipp sie geküsst habe, richtig geküsst, so wie sich Mann und Frau küssen. Sie malte einige Herzchen rundherum und vermerkte noch, dass Philipp ein richtig guter Typ sei und Michel, der Blödmann, beinahe alles versaut hätte.

Der machte sich am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, auf den Weg zu seinen Bibern, die sich ein Stück den Bachlauf hinauf eine Burg gebaut hatten.

Kasimir, Großmutters buntfleckiger Foxterrier mit dem schwarzumrandeten Auge, wollte ihm schwanzwedelnd folgen, aber daraus wurde nichts. Vom Biberbeobachten und dergleichen hatte Kasimir nämlich keine Ahnung, deshalb wurde er kurzerhand mit dem Halsband in den Schuppen gezogen und dort ohne Pardon eingesperrt.

Seit dem Frühjahr schon beobachtete Michel, wie die Biber unermüdlich Äste und Gestrüpp herbeischleppten und im Bach daraus eine imposante Burg auftürmten. Bald waren possierliche Biberkinder zu beobachten, die hinter ihrer Mutter herschwammen.

Als sich Michel nun vorsichtig der Biberburg näherte und sich abwartend ins Gras setzte, war von den Bibern nichts zu sehen. „Vielleicht machen sie gerade einen Sonntagsausflug“, überlegte er und wartete, Michel hatte viel Geduld. Auf seinen Streifzügen war er am liebsten allein, denn dann gewöhnten sich die Tiere allmählich an ihn und ließen sich beobachten. Heute aber dauerte es ihm zu lange, er beschloss, später noch einmal nach seinen Bibern zu sehen.

In seiner Hosentasche befühlte er die zwei Groschen, die er von Gretas Freund bekommen hatte, mit seinem Ersparnen zusammen konnte er sich vielleicht schon das Vergrößerungsglas kaufen, das er in der Auslage des

Optiker-Geschäftes am Rathausplatz gesehen hatte. „Vielleicht ist es inzwischen sogar billiger geworden“, hoffte Michel und schlenderte auf dem schmalen Weg neben der Sprotte in Richtung Stadt. Eigentlich mochte Michel Menschenansammlungen nicht leiden, aber so früh am Sonntag, vermutete er, war bestimmt noch nicht viel los auf dem Rummel, der zurzeit auf dem Marktplatz stattfand.

Im hohen Gras gab es viel zu beobachten. Die Heuschrecke dort zum Beispiel, die gerade zum Sprung ansetzte, oder der Marienkäfer, der ohne Mühe eilig einen Grashalm hinauf krabbelte.

Die ersten Häuser tauchten schon zwischen dem sommerlichen Grün auf, als Michel die Jungs sah, die sich auf der anderen Bachseite näherten. Hier traf man selten Jungs, hier wohnten so gut wie keine in seinem Alter. Michels Freund, der mit ihm im letzten Jahr aufs Gymnasium gekommen war, wohnte in der Stadt.

Die jedoch, die ihm jetzt entgegenkamen, kannte er allzu gut, es waren ehemalige Mitschüler von der Volksschulklasse und ausgerechnet die drei Typen, die ihn regelmäßig in die Zange nahmen und zwangen, ihre Hausaufgaben zu erledigen, und das tagtäglich ein ganzes Jahr lang. Er konnte sich keinem Lehrer oder der Familie anvertrauen, denn die Bande gab ihm unmissverständlich zu verstehen, was mit Petzern passieren würde.

„Ist das nicht unser Klugscheißer und Schleimlecker Michel Cladek!“, rief einer der drei Lümmel beim Näherkommen.

Michel ergriff unverzüglich die Flucht und lief zurück, um über die Balken zum Haus der Großmutter zu gelangen. Zwar war er flink, aber nicht flink genug, einer der Kerle überholte ihn auf der anderen Bachseite, zog sich noch im Laufen die Schuhe und Strümpfe aus und durchwatete eilig, bis zu den Hüften versinkend den Bach, um Michel den Weg abzuschneiden. Obwohl dies knapp misslang, erkannte Michel seine ausweglose Lage. Zwar kam er auf allen Vieren

laufend noch bis zum Jägerzaun hinauf, aber dort holte der Kerl ein. Es gab ein Gerangel, die Kämpfenden rollten hinunter zum Bach und direkt vor die Füße der zwei anderen Burschen. Michel kämpfte tapfer, aber er konnte es nicht verhindern, dass ihm die Schuhe und Strümpfe ausgezogen und im hohen Bogen in den Bach geworfen wurden. Als man begann, ihm unter Gelächter und Gejohle auch das Hemd, die Hose, dann die Unterwäsche auszuziehen, begann er jämmerlich um Hilfe zu schreien.

Plötzlich ließen die Burschen von Michel ab, denn eine schreiende, Stecken schwingende Furie in Begleitung eines wütend bellenden Hundes tauchte plötzlich am Hang auf. Einer der Raufbolde wollte seine verstreut herumliegenden Schuhe und Strümpfe einsammeln, was ein Fehler war, denn der Hund schnappte sich eins seiner Hosenbeine und verbiss sich knurrend daran fest. Endlich gab das Hosenbein dem heftigen Hin-und Herzerren nach und ein Fetzen riss heraus. Die beiden anderen Grobiane dachten gar nicht daran, ihrem Kumpel zu helfen, sondern gaben ordentlich Fersengeld. Der vom Hund attackierte Bursche eilte, ein Hosenbein bis zum Knie zerfetzt, hinter ihnen her.

„Das wird euch eine Lehre sein!“, rief ihnen Greta nach und war halbwegs zufrieden. „Die vergreifen sich nicht mehr an dir, Michel. Lass mal sehen, haben sie dir sehr weh getan?“

Als Greta die Schürfwunden im Gesicht und an den Armen und Beinen ihres Bruders sah und er weinte, blitzten ihre Augen kampfeslustig auf. Die flüchtigen Wüstlinge konnten sich glücklich schätzen, dass sie schon außer Reichweite waren, wer weiß, was sonst mit ihnen passiert wäre.

„Das nächste Mal lässt du keinen entkommen, Kasimir, verstanden“, ermahnte Greta den Hund, der den Geschwistern mit gespitzten Ohren einen Hosenfetzen vor die Füße warf.

„Sehr gut, Kasimir“, lobte ihn Greta, „aber drei Hosenfetzen wären noch besser gewesen! Hol' jetzt Michels

Klamotten aus dem Bach, dann bist du auch ein gescheiter Hund!"

Kasimir aber verstand nur Bach, er tapste ins Wasser und schwamm ratlos darin herum, seine Nase versagte hier leider völlig. Wohl oder übel mussten sich die Geschwister selbst um Michels schwimmenden oder versunkenen Kleider bemühen.

Nur ein paar Tage Schonzeit waren Greta gegönnt, denn ihre Tante Sonja, die in der Küche des Gerolder Stadthauses als Köchin beschäftigt war, war der Meinung, ihr Mündel könne in der Gerolder Küche wichtige Erkenntnisse sammeln, die ihr später nützen werden. Greta wusste, ihre Tante würde ihr, bis im September in Freystadt ihr erstes Lehrjahr in einem hauswirtschaftlichen Internat beginnen würde, nichts schenken.

Gerolds Vorfahren waren eine seit Jahrhunderten in Sprottau ansässige Handelsfamilie. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts errichteten sie das schöne, einstöckige Bürgerhaus am Rathausplatz. Das Gebäude hob sich besonders durch die schöne Fassade und dem mit Gauben versehenen Giebeldach von den anderen Bürgerhäusern hervor, es verriet Wohlstand und Ansehen seiner Bewohner.

Es stand an der Ecke zur Gerhart-Hauptmann-Straße und hatte dadurch mehr Licht und Luft als die meisten der anderen Häuser am Marktplatz. In der Gerhart-Hauptmann-Straße verbarg sich hinter einer hohen Mauer ein geräumiger Hof, in den an den Werktagen durch ein schönes, schmiedeeiserne Tor Fuhrwerke ein- und ausfuhren.

Das kleine Tor daneben war für das Personal bestimmt.

Die Wirtschaftsräume im Erdgeschoss konnte man vom Hof her betreten. Wenn man in die große Küche trat, fiel sofort der wuchtige, messingbeschlagene Herd mit der großen Kupferesse darüber ins Auge, Unmengen an Tiegeln,

Töpfen und Schöpfer in allen Größen und Formen hingen daneben an der weißgekachelten Wand. Sie blitzten nur so vor Sauberkeit, so wie die lindgrün lackierten Küchenschränke, der ebenfalls grüne, lange Tisch und die Stühle in der Mitte der Küche und der helle Steinfußboden. Rechts, neben der Tür zum Hof, führte eine steile Wendeltreppe zum Speisezimmer der Herrschaften hinauf, die Speisen wurden mit dem Speiselift daneben nach oben transportiert. Dahinter verband eine Tür die Küche und die Vorrats- und Zubereitungskammer, eine andere, in der Ecke rechts neben dem großen Herd mit den Tiegeln und Töpfen und einem Zubereitungstisch, führte zur Eingangshalle hinaus. Dort befand sich der Haupteingang des Hauses, durch den man es vom Rathausplatz her betreten konnte. Die Eingangshalle war edel mit Eichenholz getäfelt, es befanden sich die Toilettenräume der Bediensteten darin und eine breite, mit einem schönen Geländer versehene Treppe, die zu den Räumen der Herrschaften hinaufführte. Im Hinaufgehen konnten die Besucher einen Eindruck von den Vorfahren der alten Handelsfamilie gewinnen, deren Portraits würdevoll aus imposanten Rahmen auf sie herabblickten.

Auch die an die Küche angrenzende Vorrats- und Zubereitungskammer hatte eine Tür zum Hof, durch die Lebensmittel hereingebracht werden konnten. Die Regale darin waren stets gut gefüllt mit Lebensmittel, die je nach Haltbarkeit in geschlossenen Boxen oder in Körben gelagert wurden. An einem Schwengel-Brunnen befand sich eine, in einen gemauerten, vorne offenen Sockel eingelassene Wanne, darunter stapelten sich kleinere Metallwannen und Eimer. Hier wurden die Töpfe, Tiegeln und Schüsseln geschrubbt und das Gemüse, der Fisch und das Geflügel gesäubert. Auf dem großen Holztisch in der Mitte des Raums bereitete Küchenmeister Kurt Hardt die Speisen vor.

Kurt Hardt war ein gutmütiger Mann von kräftiger Statur, der durch seine Zuverlässigkeit und Ruhe der gute Geist in